

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Keller, Claudia
Windeln, Wut und wilde Träume
Briefe einer verhinderten Emanze

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Einleitung

Liebe Schwester,

vorweg, mein Name ist Paula. Ich habe vor etwa einem Jahr meinen langjährigen Wirkungskreis, will sagen, die Runde zwischen Ehebett, Waschmaschine, Besenschrank und Vierplattenherd aufgegeben und in meinem neuen Leben unter den bereits befreiten Frauen echte Hilfe und Solidarität gefunden – von der plötzlich über mich hereingebrochenen Selbstentfaltung ganz zu schweigen. Rückblickend erscheint mir mein damaliges Leben wie ein einziger Tag, den mich ein wahnsinniger Regisseur neunzehn Jahre lang wiederholen ließ, nur um zu sehen, wann seine Hauptdarstellerin den Verstand verliert. Unter uns, bei mir war es beinahe soweit. Ich stellte nämlich eines Morgens, ich glaube, es war der sechstausendzweihundertund dritte Morgen meines Ehe- und Familienlebens, fest, daß ich den Anblick der vor dem Nachtkonsölchen herumliegenden Socken keine (!) Sekunde länger ertrug und daß mir neuerdings beim Ausfüllen einer simplen Banküberweisung der Schweiß ausbrach.

In der Woche darauf bin ich ausgezogen, und ich kann Dir versichern, daß ich sofort einschneidende Erfolgserlebnisse in Sachen Verstand zu verzeichnen hatte: Ich erinnerte mich plötzlich wieder an meinen Vornamen!!!

Lisbeth, die mir die vorliegenden Briefe schrieb, und ich waren zu damaligen Zeiten eng miteinander befreundet. Ich besuchte sie früher gern morgens zum Frühstück, wenn wir unsere Familienmitglieder in diversen Kindergärten, Schulen und Büros gut untergebracht wußten. Wir saßen beide im selben Boot und waren zu der Erkenntnis vorgedrungen, daß es sich um einen reichlich lecken Kahn handelte, der lahm und antriebslos in der Runde dröselte, derweil wir, hinter den stillgelegten Rudern hängend,

unsere Männer mit kräftigen Stößen vorbeisprinten sahen. Lisbeth, das sei hier ganz klar vermerkt, war immer die Intelligenterere von uns beiden und hätte sich längst emanzipieren, das heißt den Wischlappen niederlegen und »ihren Weg gehen« müssen, wenn sie sich nicht, als ihre Älteste beinahe erwachsen war, die Pikanterie geleistet hätte, mit Klein-Benno noch einmal ganz von vorn anzufangen.

Dies hatte zur Folge, daß sie den Zug endgültig verpaßte und sich nun allenfalls mal brieflich erleichtern kann, abends, wenn der Kleine schläft und die Große in ihrem Jazz-Dance-Center ist und sich Benno I (ihr Ehemann) dem Fernsehgenuß hingibt.

Lisbeth beweist in ihren Briefen übrigens, daß sie prima ausgebildete Aggressionen hat, die sie nur mal richtig rauslassen mußte. Jedoch: »Ich schäme mich, es zuzugeben«, schreibt sie in einem ihrer Briefe, »aber irgendwie habe ich immer den Anschluß zu jenen Zügen verpaßt, auf die ich gern gesprungen wäre, denn immer schleppte ich Windelpakete und Großpackungen mit Wattestäbchen zum Reinigen von Kinderöhrchen anstelle von Werken wie ›Die Scham ist vorbei‹ und ›Weib und Macht‹, die mir beizeiten den richtigen Weg gewiesen hätten. Und in den entscheidenden Phasen meines Lebens bin ich immer ein bißchen zu schwanger gewesen, um auf Barrikaden zu klettern und ›Mein Bauch gehört mir!‹ zu rufen, wobei der Umfang besagten Bauches meine Behauptung ja auch eindeutig widerlegt hätte.«

»Wenn Du mir bisweilen vorwirfst«, heißt es an anderer Stelle, »daß ich meine ›prima ausgebildeten Aggressionen‹ nicht rauslasse, dann muß ich Dir gestehen, daß ich es leider nicht fertigmache, den so vertrauensvoll in diese Welt blickenden Benno II auf einen so unzuverlässigen Schoß zu setzen wie den von Benno I, um außerhalb meines gepflegten Laufstalls die Freiheit zu suchen. Ich kann mich einfach bis heute nicht zu der Ansicht durchringen, daß jede Revolution eben ihre Opfer fordert und eines dieser Opfer ausgerechnet Klein-Benno sein soll.«

Ich meine, man sieht es ja schon an diesen Worten, daß es ihr wahrscheinlich niemals gelingen wird, sich richtig zu emanzipieren, und sie ihre Aggressionen allenfalls beim Gartenumgraben rausläßt, wobei sie wiederum der Familie zugute kommen.

Trotzdem finde ich, daß ihre Briefe es wert sind, aufgehoben zu werden, denn sie zeigen eine Lisbeth, wie es viele Lisbeths gibt, so eine Art »verhinderter Emanzen«, die zwar dann und wann an den Stäben ihres Käfigs rütteln, sich jedoch, sobald ihnen jemand den Weg »hinaus« weist, erschrocken entschuldigen und beteuern, daß ja alles nicht wirklich ernst gemeint war und es nur am Wetter und/oder an langanhaltenden Kreuzschmerzen lag, daß sie sich solchermaßen vergessen konnten. Und die dann versuchen, sich brieflich zu erleichtern, weil sie keine andere Möglichkeit sehen.

Ich meine, unter uns, dieses Hausfrauengewäsch kann man ja kaum noch mitanhören, wenn man sich selbst weiterentwickelt hat, aber ich finde, daß Lisbeth doch hier und da Talent aufblitzen läßt und ihre Situation durchaus analysieren, wenn auch leider nicht verändern kann. Es ist ein Jammer, mitansehen zu müssen, wie sie sich nach und nach mit derselben Geringschätzung betrachtet, die ihr Ehemann an den Tag legt, und nichts dagegen tun zu können. Als ich ihr einmal sagte, daß sie gut schreiben kann (ich wollte ihr Selbstwertgefühl stärken), verriet sie mir, was sie zu *ihrer* Selbstverwirklichung plant, wenn die Kinder erst einmal aus dem Haus sind: Sie hat vor, ein dreibändiges Werk über die Resteverwertung in der Küche zu schreiben!

Ich fürchte ehrlich gesagt, daß ihr, wenn es in zehn bis fünfzehn Jahren endlich soweit sein wird, selbst *dazu* das Selbstvertrauen fehlen wird. Das bleibt aber bitte unter uns, denn ganz vielleicht schafft sie es ja doch noch.

Mit nicht nachlassender Hoffnung,

Deine Paula

15. Februar

Liebe Paula,

vielen Dank für Deine guten Wünsche zum achtzehnten Hochzeitstag! Ich bekam von dem Kleinen ein rührendes Schnittlauchtöpfchen, von Schwiegermutter Änne das sechzehnte Gedeck meines Kaffeegeschirrs »blaue Blume«, von Benno die unvermeidlichen roten Rosen und von Lil eine Lackschürze mit der witzigen Aufschrift: »Hier kocht die Chefin selbst!« Dein Buchpräsent gefiel mir am besten!!!

Ich muß gestehen, daß ich die Schürze (nein, wie nett!) lieblos an die Küchentür hängte, das Kaffeegedeck (oh, das kann man immer brauchen!) eilig zu den anderen fünfzehn Gedecken stellte und die Rosen (wie lieb von dir!) blicklos in eine zu kleine Vase stopfte. Dann warf ich mich mitten am Vormittag auf das Sofa, um anhand Deines Buches »Das Hausfrauensyndrom« mit Genugtuung festzustellen, daß sich bei mir *sämtliche* Symptome besagten Zustandes seit langem bemerkbar machen: Herzrasen, grundlose Aggressivität, Kehlkopfschwellung, Nörgelsucht, Anfälle von Mord- und Selbstmordgelüsten, bis hin zu jenen seltsamen Zuständen, denen zufolge man morgens aufsteht und mit zitternden Mundwinkeln feststellt, daß man den Anblick einer harmlos über der Sessellehne hängenden Anzugjacke nicht länger ertragen kann. Welch tiefe Wahrheit steckt doch in jenem auf Seite 72 so leicht hingeworfenen Hinweis, daß die Hausfrau in einer Zeit, in der nahezu täglich eine andere, epochemachende Neuheit die Welt erschüttert, tagtäglich ihr Leben opfert, nur um einen gewissen Zustand, den sie am Hochzeitstag übernommen hat, immer wieder aufs neue herzustellen. Anders ausgedrückt: Sie verbringt Jahrzehnte in emsiger Tätigkeit, ohne jemals etwas anderes als das bereits Dagewesene hervorzubringen. Ich las dies und begann meine Umwelt mit anderen Augen anzusehen. Ich

betrachtete zum Beispiel Benno und das Menü, welches ich anlässlich unseres Ehrentages »auf den Tisch gezaubert« hatte. Es gab Sauerbraten »rheinisch«, obwohl ich lieber Sauerbraten »Goldener Hirsch« oder Sauerbraten »Rathausstuben« zu mir genommen hätte. (Vergiß es, Darling!) Nun, der Sauerbraten war der dreihundertfünfzigste seiner Art, der Kloß, den Benno soeben sauber geviertelt und mit Sauce fein getränkt in den Mund schob, hätte Anspruch erheben können, zu seinem fünfhundertsten Jubiläum mit Lorbeer umkränzt und in der Presse rühmlich erwähnt zu werden, statt dessen fiel er unbeachtet in die Schwärze von Bennos Magen und hinterließ keine Spur in der Geschichte. Ich blickte über den Tisch und dachte, daß es wohl der zwanzigtausendste von mir gedeckte Tisch war, und überlegte, daß sich bei dieser stolzen Zahl doch eigentlich dasselbe befriedigende Gefühl einstellen müsse, das etwa den Produktionsleiter einer Wischtuchfirma bewegt, wenn er das millionste Wischwegfussselfreituch dem Band entrollen sieht. Aber alles blieb still. In mir und um mich herum. Als ich wenig später zum zehntausendachthundertstenmal den kleinen Handsauger über die bekannte Krümelstelle unter dem Eßtisch schob, bemerkte Änne aus ihrer Sofaecke heraus, daß ich gar nicht wußte, wie gut ich es hätte, ich mit all meinen kleinen Helfern im Haushalt. Ich schlich mich in die Küche, um das Schnitlauchtöpfchen zu gießen, und stellte mir vor, wie anlässlich meines Ehrentages »all die kleinen Helfer« in Jubel ausbrechen und rote Lämpchen aufleuchten lassen würden, und eine sonore Stimme könnte zum Beispiel sagen: »Hier haben wir die tapfere Hausfrau, die soeben den fünfhundertfünfundfünfzigsten Pfannkuchen in Fitschlers Antihafvitaminschonpfanne wendet! Herzlichen Glückwunsch! Würden Sie anlässlich dieses großen Tages für Fitschler singen?«

Abends, als der Kleine bereits im Bett lag und Lil mitsamt dem Telefon in ihrem Zimmer verschwunden war (sie unterhält ein recht kostspieliges Verhältnis mit einer auswärtigen, sehr langen Nummer), goß ich mir einen großen Kognak ein und las das »Hausfrauensyndrom« noch einmal, Seite für Seite und ganz in Ruhe, um festzustellen, wie schlimm es mit mir schon steht. Ich

fand heraus, daß ich noch nicht zu jenen Fällen gehöre, die zwanghaft an den Gardinen riechen oder die Buchstaben des Firmenschildes ihres Kühlschranks mit der Hutnadel säubern, aber weißt Du, daß ich unter einem Syndrom leide, über das bis jetzt noch viel zu selten geschrieben worden ist? Ich kann einfach nirgendwo mehr warten!

Es fing damit an, daß mir die Hände feucht werden, wenn ich Benno zum Beispiel mitteile, daß ich einen Hunderter oder zwei extra brauche, um dem Kleinen ein Geburtstagsgeschenk zu kaufen, und er sehr erstaunt fragt: »Warum?« Und ich tief Luft hole und erkläre, daß ich nun mal an alten Bräuchen hänge, vor allem an jenem sehr alten Brauch, Kinder, die man unvorsichtigerweise in die Welt gesetzt hat, hin und wieder zu beschenken, und Benno sagt, wieso, die Gören hätten doch alles, und ich sage... und Benno sagt... und ich sage... und Benno sich schließlich sehr langsam und mit hängenden Schultern auf den Weg zu seinem Schreibtisch macht und eine Lade aufzieht und sein Scheckheft hervorholt und dann den Scheck ausstellt – mit jener bemühten Konzentration, mit der gewöhnlich ein Erstkläßler sein erstes »i« malt. Bei diesen Gelegenheiten überfiel es mich zum erstenmal, ich meine jenes schreckliche, ohnmächtige Gefühl des einfach »Nicht-länger-warten-Könnens«. Gestern war es schon so weit mit mir gekommen, daß ich eine alte Frau ganz grundlos haßte, nur weil sie an der Kasse im Supermarkt endlos in ihrem Portemonnaie herumkratzte, weil sie die Hoffnung hatte, wenn sie nur lang genug kratzte, würden sich die Pfennige in ihrer Börse vermehren. Ich war kurz davor, sie beiseite zu schieben und ihre Rechnung mitzubezahlen, nur um den Anblick nicht länger ertragen zu müssen.

Weiterhin gefiel mir die Passage, in welcher es heißt, daß sich Hausfrauen nicht selten der Sucht der Tagträumerei hingeben und ihre Sinne mit wollüstigen Phantasien zu erhalten suchen, während sie zum Beispiel Reibepfannkuchen in zischendes Fett werfen. Woher kennt Psychologe Dr. Dr. Wilfried Beinherz meine verborgensten Gedanken?

Du siehst, liebe Freundin aus alten Zeiten, Du hast mir mit dem Büchlein eine große Freude gemacht, und ich danke Dir von

schwesterlichem Herzen dafür. Wie schmeckt das neue Leben? Nach Wildnis und freier Wildbahn? Seitdem Du die Stirn gehabt hast, Werner *und* Deinen achtzehnjährigen Sohn zu verlassen, und den Gedanken, daß sie unter einem Haufen stinkender Konservendosen ihr Leben aushauchen, kühl erträgst und überdies beschlossen hast, ein *eigenes* Leben anzufangen (pfui Teufel), meint Benno, es sei besser, den Kontakt zu Dir einschlafen zu lassen. (Schließlich ist Werner sein bevorzugter Tennispartner.) Er ahnt nicht, daß ich *süchtig* danach bin, mit einer Person zu verkehren, die so verrucht ist wie Du.

Den unerfüllten Traum, die Küchenschürze mit der Aufschrift: »Hier kocht die Chefin selbst« öffentlich zu verbrennen und statt ihrer ein tigersgemustertes nabelfreies Kleid und lila Netzstrümpfe als Berufskleidung zu tragen, noch immer im Herzen,

Deine Lisbeth

PS: Auf Deine Frage, ob es nicht auch bei mir an der Zeit wäre, zum nächsten Hochzeitstag eine Vertretung zu schicken, die die obligaten Rosen entgegennimmt, kann ich nur sagen, daß nicht nur Dr. Dr. Beinherz meine innigsten Wünsche erraten hat. Ich dachte daran, zum nächsten Hochzeitstag tatsächlich eine solche Vertreterin zu bestellen: zum Beispiel meine Antihafvitaminschonpfanne. Vielleicht ist ja die Technik dann schon so weit fortgeschritten, daß sie an meiner Stelle zart errötet und »Wie lieb von dir« haucht.

Mittwoch, ich glaube, den dreizehnten

Liebe Paula,

war erfreut zu lesen, daß Du Dich über meinen letzten Brief köstlich amüsiert hast, aber hast Du schon einmal darüber nachgedacht, daß es auch eine »lachende Depression« gibt? Man erkennt sie an jenen Frauen, die vorne lachen und es hinten immer im Kreuz haben. In meiner bekannt humorigen Art erzählte ich Benno gestern von meiner Idee, kleine Lämpchen in Elektroge-

räte einzubauen und bei jedem hundertsten Gebrauch »Laut« geben zu lassen, und er sah mich mit jenem durchgeistigten Ausdruck an, bei dem mir stets schmerzlich klar wird, daß er mir äußerlich zwar »zuhört«, innerlich jedoch mit dem Problem beschäftigt ist, wie sie die Personalkosten senken könnten. Schließlich sagte er: »Wozu sollte das gut sein?« – »Nun«, erklärte ich launig, »dann würde der Hausfrau doch endlich eine gewisse Anerkennung zuteil, und dem Ehemann würde endlich einmal bewußt, wie oft seine tapfere Gefährtin mit dem hygienischen Wischwegfusselreißer über die Arbeitsplatte in der Küche und mit der hygienischen Vollsynthetiksüßholzborste ins Kloblecken fährt.« Und Benno antwortete, daß ihm auch ohne diese lächerliche Spielerei durchaus bewußt sei, wie oft er im Büro zum Telefon greift, um mit seiner männlichen Stimme: »Ja, was ist denn?« zu brüllen, und noch viel bewußter sei ihm der ewige Griff zum Scheckheft – auch ohne daß deswegen gleich ein Glöckchen bimmelt und eine Stimme piepst: »Hier haben wir den geduldigen Packesel, der, um eine nicht enden wollende Reihe Windel- und Spaghettipakete, Gummibärchen, Nylonstrümpfe, Wischwegläppchen, Hühneraugenpflaster, Baldriantabletten, Zwei-, Drei- und Vierräder, Landschulheimaufenthalte und S-Bahnkarten finanzieren zu können, sich Jahr für Jahr und bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit abplagt.«

Obwohl ich mich herzlich freute, Benno nach längerer Zeit wieder einmal eine so lange Rede halten zu hören (laut Statistik sprechen Ehepaare nach fünf Jahren bloß noch zwölf Minuten täglich miteinander), brachte mir die Gedankenverbindung von besagtem Telefonhörer und dem Scheckheft schon wieder finstere Gedanken. Während ich die Betten frisch überzog und zum fünftenmal die Bezüge mit den abgerissenen Knöpfen erwischte, dachte ich, welch wundersamer Draht doch zwischen dem Telefonhörer im Büro und jener magischen Zahl besteht, die Monat für Monat auf Bennos Gehaltskonto erscheint, und daß er, während er darauf wartet, daß ihm seine Sekretärin die Verbindung mit Hof herstellt, seinen Sinn mit folgender Überlegung erfrischen kann: »Wenn ich all die Gummibärchen und all die Windelpakete, Landschulheimaufenthalte und Zwei-, Drei- und

Vierräder abziehe und Lisbeth einrede, daß sie mit ihren alten Cordhosen und der ›Einmal-im-Jahr-schneiden-reicht-Frisur‹ entzückend aussieht, bleiben mir gut zwanzig Prozent, macht – gut angelegt – im Monat, im Jahr, in zehn Jahren, in zwanzig Jahren... auf ewig!« Ich denke, liebe Paula, daß dies eine Art von Routine im Alltag darstellt, die keine Neurosen auslöst.

Entschuldige die lange Epistel über Geld, aber Du, die Du ja (Benno spricht) »fürs erste ausgesorgt hast und Deinem armen Mann (Benno spricht immer noch) das sauer verdiente Vermögen Groschen für Groschen aus der Tasche klagst«, wirst Dich hoffentlich noch an unsere kleinen, miesen, spießigen Hausfrauennöte erinnern. Also, Deine extravagante Tat vor Augen, Mann und Sohn im Stich zu lassen und einfach *abzuhauen* und Dir dieses infame Verhalten auch noch *bezahlen* zu lassen, näherte ich mich nach einer schlaflosen Nacht, allen Mut zusammennehmend, dem Frühstückstisch, sprich, den unzertrennlichen Genossen Benno und »Morgenpost«. »Ich denke mir«, sagte ich leichthin und köpfte mein Frühstücksei, »daß ich mal eine Annonce aufgabe... (Benno hob den Blick) und mir einen Job suche (er runzelte die Stirn), halbtags!« Er warf die Zeitung auf die Erde und schrie, was denn dieser Blödsinn nun wieder solle, ich würde sowieso kaum etwas verdienen und ihn mit meinen albernen Ideen bloß in eine höhere Steuerklasse hetzen, woraus ganz klar ersichtlich ist, daß er, ganz gleich, was immer er auch tut, auf jeden Fall schwer arbeitet und ich, ganz gleich, was immer ich auch tue, auf jeden Fall einem Zeitvertreib nachgehe und er die Kosten des Zeitvertreibes wie immer aufgehast bekommt. Noch dazu, wo ich doch alles habe, angefangen von einer Dauerwelle, die erst zwei Jahre alt ist, einem Sortiment Cordhosen »für zu Hause« und mindestens drei guten Kleidern. Ich, mit meinem wohlgefüllten Magen, meiner Niveaschicht auf dem Gesicht und den in »Bella-hauchfein-nougat« steckenden Beinen. Er verschwand schließlich, ganz in Flanellgrau gekleidet, eilig Richtung Garage, und ich weiß, daß es wirklich nicht fein war, daß ich ihm durch das Küchenfenster nachschrie, ich wolle auch *unter* meinen Haushosen endlich einmal eine Strumpfhose tragen, durch die sich *nicht* der dicke Zeh bohrt. Ich ließ die Fenster

ungeputzt, setzte mich mit Deinem letzten Brief an den Küchentisch und las noch einmal die Stelle, in der Du mich aufforderst, doch einmal zu bedenken, daß eine Hausfrau sechs Berufe hat, was von irgendeinem Gericht mit 3400 Mark monatlich veranschlagt worden ist. Also ich bedachte dies und resignierte bei dem Gedanken, daß die Firma, für die *ich* seit zwanzig Jahren tätig bin, ebensolange in Zahlungsschwierigkeiten steckt und in absehbarer Zeit auch nicht in der Lage sein wird, den Schuldenberg, der sich inzwischen angesammelt hat, wenigstens teilweise abzutragen.

Da sich die Gier nach laufmaschenfreien Strumpfhosen und einem blauen Chinchilla jedoch nicht länger unter Kontrolle halten läßt, gab ich also die Annonce auf, in der ich mich und meine sechs qualifizierten Berufe anpries. Und weißt Du, wer sich als einziger meldete? Eine Schnellreinigung rief an, und eine dieser schicken, hastigen Berufsstimmen (ich schätze 3000 im Monat) sagte, ich könne bei ihnen die Garderobe sortieren, sechsfünzig die Stunde, samstags frei. Und weißt Du, was passierte? Ich hörte mich mit einem kläglichen »Ach-immer-ist-mein-Boden-grau-und-glanzlos«-Stimmchen sagen, daß ich es mir überlegen und wieder anrufen würde. Und ich hängte schnell ein, und das Herz klopfte mir bis zum Halse. Ich hatte das wahnwitzige Gefühl, daß die hastige Berufsstimme durch den Hörer hindurch *gesehen* hatte, wie ich da in meinem alten Morgenrock am Küchentisch saß und mein Haar mit jenem Gummiband zusammengehalten hatte, das vorher das Petersiliensträußchen schmückte. Und daß sie bereits an meinem Stimmchen und der dilettantischen Art, in der ich mein »Fachgespräch« führte, erkannt hatte, daß ich mich trotz meiner sechs Berufe für den Schritt »nach draußen« wohl nicht qualifizieren würde.

In der dumpfen Gewißheit, wieder versagt zu haben, ein ABC-Pflaster auf dem Steiß,

Deine Lisbeth